

Christuskirche Schulau

Feldstraße 32-36, 22880 Wedel

Predigtimpuls

17. Sonntag nach Trinitatis - 22. 09. 2024

von Pastor Udo Zingelmann

Predigttext: Matthäus 15,21-28

Die Gnade und der Friede Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes sei mit euch allen.

Amen

Liebe Gemeinde,

die Begegnung Jesu mit der kanaanäischen Frau hat es in sich. Sie ist eine der ganz eindrücklichen Wundererzählungen des Neuen Testaments. Denn eigentlich geschehen hier zwei Wunder. Das eine natürlich die Heilung der Tochter. Das andere ein eher verborgenes, aber vielleicht noch größeres Wunder. Doch gehen wir der Reihenfolge nach:

Jesus zieht sich zurück in die Gegend der Städte Tyrus und Sidon. Das waren damals so etwas wie Freistädte, fast schon kleine

Königreiche, auf phönizischem, teilweise syrischem Gebiet gelegen. Jesus verläßt Israel, so, wie er sich ja mehrmals von allen Menschen zurückgezogen hat, um wieder neue Kraft zu schöpfen. Und da geschieht es, dass eine kanaanäische Frau zu ihm kommt und ihn um Hilfe für ihre kleine Tochter bittet. Ich stelle mir diese Frau vor, welche Verzweiflung eine Mutter durchlebt, die ihr Kind leiden sieht und ihm nicht helfen kann. Um welche Krankheit es sich handelt, ist nicht ersichtlich, nur, dass alle Medizin ihr hilflos gegenübersteht wie einem bösen Geist. Das ist härter, als wenn man selbst krank ist. Da hat eine Mutter schwer zu tragen, wenn sie nicht weiß, wie es weitergehen soll, wenn es keine Pause für sie gibt, um einmal aufzuatmen von der Sorge. Und es meldet sich der Wunsch, dass doch ein Wunder geschehen möge.

Vielleicht hat diese Mutter auch wirklich so gedacht: „Es müßte ein Wunder geschehen und alles wäre gut.“ Vielleicht war das ihre Antriebskraft dafür, zu Jesus zu kommen und ihn um eben dieses Wunder zu bitten. Ihre Verzweiflung jedenfalls muss entsprechend groß gewesen sein, dass sie den Mut dazu aufbrachte. Denn schließlich war sie für Jesus ja eine fremde Frau. nicht nur, weil er sie nie zuvor gesehen hatte. So etwas wird ja öfter erzählt. Nein, sie war eine fremde, eine kanaanäische Frau, sie gehörte nicht zu den Juden. Eine Heidin, würde man sagen. Aus einem fremden Gebiet, von einem fremden Volk. Zwischen ihnen gab es eigentlich klare Grenzen, die einen hatten mit den anderen nichts zu tun. Aber trotzdem paßt sie Jesus jetzt am Weg ab und ruft ihn. Keine höfliche, vorsichtige Annäherung. Sondern eine klare Grenzüberschreitung. Weil etwas anderes – ihre kranke Tochter – wichtiger ist. Und ich kann die Frau gut verstehen. Wenn sie es nicht mehr ertragen kann, dass ihr Kind krank ist, dann ist es richtig, Hilfe zu holen, koste es, was es wolle.

Um so mehr überrascht die Reaktion Jesu. „Er antwortete ihr kein Wort.“ Versucht, sie zu übersehen. Sich abzuwenden. Aber die Frau läßt nicht locker. Bis selbst die Jünger genug haben und Jesus bedrängen, doch etwas zu tun, damit man sie los wird. Aber

dann eine schroffe Ablehnung: „Ich bin nur zum Volk Israel gesandt. Ich bin nicht dazu da, den Hunden das Brot vorzuwerfen, das für die Kinder bestimmt ist!“ Wenn das ein Film wäre, dann wollte ich ihn hier einen Augenblick anhalten, um mir darüber klar zu werden, was hier geschieht. Ein fremder, geradezu unbekannter Jesus zeigt sich hier. So etwas erwartet man von dem nicht, der an anderer Stelle gesagt hat: „Was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan.“ Erbarmen, Barmherzigkeit, alles das läßt Jesus hier vermissen. Und ich denke, er zeigt eine ganz menschliche Seite, die so viele andere Menschen durch alle Zeiten hindurch auch sehr gut an sich selbst kennen: die Angst oder zumindest das Unbehagen vor dem Fremden. Und gleichzeitig das, was man selbst hat, vor anderen schützen zu wollen. Die uns allzu vertrauten Sorgen vor Überfremdung, davor, dass die Ausländer uns Arbeitsplätze wegnehmen, dass sie unsere Kultur untergraben, oder einfach nur die diffuse Angst vor dem Unbekannten – alles das liegt meines Erachtens in dieser Ablehnung Jesu. Auch er – selbst er als der Sohn Gottes – ist nicht frei von menschlichen Ängsten und Schwächen. Weil er nämlich eben auch ein Mensch ist. Und das ist das Wichtige an dieser Geschichte. Jesus, der Gott, der Mensch ist – so sehr Mensch, dass er auch die allzu menschlichen Seiten – Angst und Gedankenlosigkeit – teilhat. Aber gerade darum versteht er auch uns Menschen in unseren Fehlern und Schwächen. Ein solcher Gott wird nicht von der höheren Warte dessen, der nie selbst erlebt hat, über andere urteilen. Nur ein solcher Gott, der uns kennt, weil er uns am eigenen Leibe erfahren hat, wird uns Menschen verstehen – gnädig verstehen.

Aber noch ist der Film ja nicht zu Ende. Denn es bleibt nicht bei der Erfahrung menschlicher Schwäche stehen. Was jetzt kommt, ist geradezu ein neutestamentlicher Kampf am Jabboq – das Ringen eines Menschen mit Gott. Die kanaanäische Frau schlägt Jesus mit seinen eigenen Waffen, könnte man sagen. Geschickt und klug bringt sie ihr Anliegen vor. Das ganze Brot will sie nicht von Jesus. Es reichen die Brotkrumen. Es reicht, wenn Jesus sich ihr nur ein

bißchen zuwendet und ihr mit Wenigem hilft. Darauf vertraut sie fest. Ihre Antwort zeigt ein geradezu grenzenloses Vertrauen, dass das Heil, welches Jesus bringt, auch über das Volk Israel hinaus wirken wird. Dieses Vertrauen ist ihre Kraft – und ihr Glaube bewirkt, dass Jesus umdenkt. Und sie bekommt das, was sie braucht. „Frau, dein Glaube ist groß. Dir geschehe, wie du willst.“ Und ich stelle mir vor, dass Jesus diese Worte ganz verblüfft ausspricht, dass er sich geschlagen sieht von der Argumentation dieser Frau. Und das geschieht einem Jesus, der ja wirklich streiten konnte und der in keine noch so kluge Falle seiner Gegner gegangen ist. Jetzt aber sieht er sich überwunden durch nichts anderes als den schlichten, vielleicht kindlichen Glauben dieser Frau. Auch gegen die eigene bisheriger Erfahrung hat sie geglaubt – und selbst gegen Jesus hat sie geglaubt. „Der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ Und gleich dem Kampf am Jabboq, in dem damals Jakob mit einem Nachtdämon rang, heißt es am Ende: Gesegnet seist du, denn du hast mit Gott und den Menschen gekämpft und gesiegt.“ Und ihre Tochter wurde gesund zu derselben Stunde.

Und wieder möchte ich den Film für einen Moment anhalten. Denn hierin liegt das zweite und noch vielleicht noch größere Wunder, von dem ich eingangs sprach. Ein Wunder, das nicht durch, sondern an Jesus selbst geschieht. Ich nenne es das „Wunder der Grenzüberschreitung“. Jesus öffnet sich einem Menschen, einer Frau, der er sich eigentlich nicht öffnen wollte. Er überwindet sich selbst, seine Vorbehalte, seine Ängste. Das ist ein Wunder, wenn Menschen so etwas fertig bringen, auch im Falle von Jesus. Und es zeigt einen wahrhaft menschlichen Gott. Nicht einen Gott, dessen Urteil und Ratschluß unverrückbar feststünde und der kein Ohr mehr für seine Geschöpfe hätte.

Gott zeigt sich in dieser Begegnung als ein Gott, der mit sich reden läßt. Der sich betreffen läßt von dem, was die Menschen betrifft, so wie er auch einst das Übel bereut hatte, das er den Menschen in der Sintflut bereitet hatte. An deren Ende er darum versprach: „Ich

will hinfert nicht mehr die Erde verfluchen um des Menschen willen.“ Und es mag vielleicht sein, dass Jesus für sich aus der Begegnung mit dieser Frau für sich die Lehre gezogen hat: „Ich will hinfert nicht mehr Menschen von mir ausschließen.“

So zeigt sich in dieser Geschichte auch die Kraft, die menschliches Reden zu Gott – das Gebet – haben kann. Dass es wirklich etwas zu bewirken vermag. Wenn uns auch die Lebenserfahrung zeigt, dass nicht alles so schnell geht wie für die kanaänische Frau. Wie glücklich wären Menschen, wenn jedes ihrer Gebete so schnell und vollständig erfüllt würde. Viele warten unendlich lange. Sie wissen vielleicht selbst am besten, wovon ich spreche. Manche müssen ihre Last lange tragen. Aber wir wissen ja auch nicht, wie lange die Frau unserer Erzählung schon von einem zum anderen gelaufen ist, um Hilfe zu erlangen. Vielleicht liegt schon ein langer, langer Weg hinter ihr. Der viel Kraft gekostet hat. Aber es kann auch so sein, dass ein Gebet nicht so erfüllt wird, wie die Sehnsucht es sich gewünscht hat. Und manchmal ist das sogar gut so. Denn es gibt auch jenseits des eigenen Horizontes noch einen Weg. Jesus hat das an der Begegnung mit der kanaänischen Frau an sich selbst erfahren: es ging anders weiter, als er sich das zunächst gedacht hatte. So kann auch Gottes Hilfe anders sein, als Menschen es gern sehen wollen. Doch weil Gott will, dass Menschen leben sollen, können wir uns ihm anvertrauen, wie die Frau es tat. Mit dem Vertrauen, dass er uns die Kraft geben kann, die wir für unseren Weg brauchen.

Amen